

Günter

11.02.2005 / 18.02.2005

liebe Frau Breidenbach!

Wenn ich mich heute Ihnen schreibe, dann aus besonderem Anlass. Am 13. Februar 1945 hatten die deutschen Truppenverbände nach aufopferungsvollen und verlustreichen Kämpfen, in denen sie 52 Tage in der durch die Kampfhandlungen schwer zerstörten ungarischen Hauptstadt eingeschlossen waren, ihren Kampf einstellen müssen und kapituliert. Noch in der Nacht vom 12. zum 13. Februar versuchten wir durch einen Ausbruchversuch die Umklammerung der russischen Armee zu durchbrechen, was jedoch im schweren Abwehrfeuer bei unsäglichen Opfern misslang.

Am frostigen Februarmorgen des 13. Februar ¹⁹⁴⁵ ~~2005~~ wurden wir von den Russen zusammengetrieben, an die Mauer der brennenden Budapester Burg mit erhobenen Händen aufgestellt. Statt der von uns erwarteten Feuerstöße aus den Maschinenpistolen, die unser noch so junges Leben ausgelöscht hätten, wurden wir in Kolonnen zusammengetrieben. Der Marsch in die Gefangenschaft begann. Für diejenigen, die diese Kämpfe überstanden hatten, bedeutete dies mehr als ein Wunder, dass sie nicht wie zahlreiche ihrer Kameraden gefallen waren. Noch heute, sechs Jahrzehnte später, habe ich noch die zahlreichen Gefallenen und schwer Verwundeten Soldaten vor Augen, die den Panzergraben bis zum Rand füllten. Allein schon die Erinnerungen daran, oftmals als quälende Träume, verblissen bis heute nicht.

Damals mussten wir uns am Morgen des 13. Februar 1945 mit einer völlig neuen Situation abfinden. Wir waren Kriegsgefangene. Keiner wusste, was ihm bevorstand. Es taten sich viele Fragen auf, auch für mich und ebenso für Ihren Onkel Erich. Doch keiner wusste, was ihn erwarten sollte. Zunächst wurde auf uns eingeschlagen, mit Knüppeln, Gewehrkolben und Stöcken. Die Stiefel wurden uns von den Füßen gerissen, die Armbanduhren vom Handgelenk, den Verheirateten die Eheringe von den Fingern. Dann begann das große Filzen. Alles, was der Russe gebrauchen konnte, und das war nicht wenig, wurde uns genommen.

Ausgezehrt von den Tagen und Nächten der Kesselschlacht, oftmals nahe dem Soldatentod, ließen wir alles über uns ergehen. Was auch sollte man tun, Pistolenschüsse und Feuerstöße aus den Maschinenpistolen waren Warnung genug, wenn sich – und das zwar ganz selten – einer von den Gefangenen zur Wehr zu setzen versuchte. Unter diesen Vorzeichen begann für uns der Marsch in die Lager. Zunächst, bei klirrendem Frost, unter strengster Bewachung, in Blöcken zu 1000 Mann, wurden wir über die Felder aus dem Frontbereich getrieben, nachdem wir noch am 13. Februar an einem Spalier von etwa 150 Rabbinern, die auf freiem Feld auf dem Budapester Janosberg auf Stühlen Platz genommen hatten, in langer Schlange einzeln vorbeiziehen. Man unternahm den Versuch, aus einer Menge von etwa 30 000 Gefangenen einzelne herauszusuchen, die ihrer Meinung nach sich an der jüdischen Bevölkerung vergangen hatten. Zeigten sie hier und da auf einen der Gefangenen, waren sofort russische Soldaten da, die mit Schlägen und Tritten die Herausgesiebten ein Stück weg trieben, ehe ihr

Leben durch eine Maschinenpistolensalve ausgelöscht wurde. Ob es dabei immer den Richtigen erwischte, ist anzuzweifeln . . .

Nach einem Tagesmarsch von etwa 30 bis 35 km wurden wir abends in einem Bauernhof in eine Scheune eingepfercht, nachdem wir vorher noch einen Becher Tee und einen Schlag Maissuppe bekommen hatten. Am dritten Tag des Marsches erreichten wir ein großes Rittergut, das Lager S o l d südlich von Budapest. Dem Vernehmen nach hatte es dem Nachfolger des ungarischen Staatsverwesers H o r t y , dem faschistischen ungarischen Staatsoberhaupt S z a l a s i gehört hatte. Dort lag wenigsten Stroh auf dem Boden der Scheune. Umzäunt von Stacheldraht und streng bewacht verbrachten wir mehrere Wochen in diesem Lager. Die Klamotten wurden entlaust, die Köpfe kahl geschoren. Die Verpflegung, die an den ersten Tagen eine Scheibe Brot für zehn Mann betrug, wurde reichlicher. Auch gab es zweimal am Tag, früh und abends Suppe. Bei einem Lagerappell teilte uns der russische Lagerkommandant mit, dass die deutschen Gefangenen aus Budapest, um die es sich ja handelte, etwas besser behandelt würden, da es durch sie – bis auf einige Übergriffe durch die SS und vor allem durch die ungarischen „Pfeilkreuzler“ keine Übergriffe gegen die jüdische Bevölkerung gegeben hätte. Im Gegenteil, so in unserem Frontabschnitt, wurde nach Vereinbarung eines Waffenstillstand an einem Sonntagvormittag über mehrere Stunden der jüdischen Bevölkerung die Möglichkeit gegeben, als das Ghetto auf der östlichen Seite Budapests zwischen der Frontlinie lag, in langen Kolonnen zur Front der Roten Armee zu ziehen.

Dann ging es weiter von Lager zu Lager. Bis wir von K e s z k e m e t mit Güterwagen nach dem rumänischen B r a s o w transportiert wurden. In Keszketmet wurde uns bei einem Lagerappell mitgeteilt, dass Deutschland kapituliert hatte, Von da aus ging es in tagelanger Fahrt durch die Karpaten, dann immer nordwärts durch die russischen Weiten, durch endlos erscheinende Birkenwälder bis hinauf nach P e t r o s a w o d s k . Das Lager 1/120 – diese Zahl bleibt noch heute in meinen Erinnerungen haften – war dann für uns als Arbeitslager Endstation. Darüber, so denke ich, habe ich in meinen Briefen ausführlich berichtet. Auch darüber, was wir dort über uns haben ergehen lassen müssen. Wenn ich aus ihrem Briefe erfahren musste, dass Erich die Gefangenschaft nicht überlebt hat, beschäftigt das mich noch heute. Ich kann es immer noch nicht fassen.

Ich möchte Ihnen, um ein Bild von meinem Fronteinsatz in der nordafrikanischen Sahara vom Februar 1942 bis Oktober 1942 zu vermitteln, ein Buch senden, das ich nach den Erinnerungen eines Kameraden, des Panzerfahrers Horst S o n n e n k a l b , geschrieben habe, der im Deutschen Afrika-Korps von 1941 bis zu seiner Gefangennahme in Tunesien Mai 1943 in meiner Kompanie im Fronteinsatz war. Er selbst war in amerikanischer Kriegsgefangenschaft und dann noch ein Jahr in englischer. Dort wurde, so seine Schilderungen, auf der Grundlage der Genfer Konvention verfahren. Im Gegensatz zu Russland, dass dieser internationalen Vereinbarung nicht beigetreten war und wir uns also dort nicht auf internationales Recht berufen konnten.

Viele meiner gemeinsamen Erlebnisse vom afrikanischen Fronteinsatz habe ich als Autor in diesem Buch eingearbeitet. Der größte Teil der Fotos sind aus meiner Sammlung. Auf einigen der Bilder bin ich mit zu sehen (Seite 8, links/ Seite 23 rechts). Damals war ich 18 Jahr alt. Wenn Sie diese Schilderungen gelesen haben, werden Sie nach empfinden, was wir in so jungen Jahren haben durchmachen müssen und erlitten haben. Und dabei dem Tod stets sehr nahe.

Eigentlich wollte ich, dass dieser Brief am 13. Februar in Ihrem Händen war. Doch die Erinnerungen an jene Zeiten haben mich so sehr erschüttert, dass ich eine paar Tage Pause einlegen musste. In jedem Jahr, im Februar, übermannen mich die Erinnerungen an jene Zeit, die mein weiteres Leben geprägt haben. Sie haben schon Recht, dass man viel Optimismus besitzen muss, all dies innerlich zu verdrängen und das, was ich im späteren Leben erfahren musste, zu überstehen. In meinem letzten Brief habe ich Ihnen u.a. meine Krankengeschichte aufgezeichnet. Glauben Sie nicht, dass die Ursachen in jener Zeit des Krieges und der Kriegsgefangenschaft zu suchen und zu finden sind?

Für heute möchte ich schließen. Gern bleibe ich mit Ihnen in Verbindung worum Sie mich bitten. Und ich kann Ihnen gestehen dass ich noch nie meine Erinnerungen an jene Zeit in dieser Form und so umfassend geschildert habe. Für mich Anregung, evtl. auch über diese Zeit ein Buch zu schreiben. Ich werde mir dies ernsthaft überlegen. Sollten Sie noch weitere Briefe von mir an Ihre Tante gefunden haben, wäre ich Ihnen verbunden, davon Kopien zu bekommen. Warum eigentlich der Briefwechsel mit Ihrer Tante zum Ruhen kam, dafür habe ich keine Erklärung. Vielleicht haben sich Hoffnungen, dass Erich eines Tages aus Gefangenschaft zurückkommt, nachdem Ihre Tante erfahren hatte, dass er lebend in Gefangenschaft geriet und mit mir in einem Lager war, zerschlagen, nachdem er doch nicht heimgekehrt ist. Natürlich weckt unser Briefwechsel in starkem Maße die Erinnerung an jene schwere Zeit. Doch, wenn man versucht, uns einen Teil der Vergangenheit zu nehmen, dann raubt man uns einen Teil des Lebens.

Seien Sie für heute herzlich begrüßt, verbunden mit den besten Wünschen auch von meiner Frau Roswitha

Walter Günther